

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 16 (1932)
Heft: 1-2

Artikel: Naturforscherdeutsch
Autor: Koelsch, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

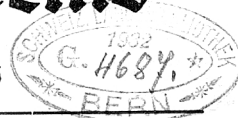
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins



Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Gluck & Cie., Bern.

An unsere Mitglieder.

Es ist uns auch nicht angenehm, daß wir an die Spitze jedes neuen Jahrgangs nichts Erhebenderes setzen können als die Einladung zur Zahlung des Jahresbeitrages. Aber es muß halt einfach sein. Also: der ordentliche Beitrag beträgt 5 Franken; die Bezüger der „Muttersprache“ zahlen 2 Franken mehr (wobei unsere Kasse noch je 50 Rappen drauflegt!), und zwar an die „Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins“, Küsnacht (Zürich), Postcheckrechnung VIII 390. Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den „Verein für deutsche Sprache“, Bern, Postcheckrechnung III 3814, und zwar je 2 Fr. mehr, also 7 Fr. ohne und 9 Fr. mit „Muttersprache“. Der Zweigverein Basel erhebt 1 Fr. Zuschlag; seine Mitglieder zahlen also 6 oder 8 Fr. und zwar an die „Gesellschaft für deutsche Sprache“, Basel, Postcheckrechnung V 8385. Und wer rasch zahlt, ist sicher, daß er es nicht vergißt oder verbummelt und damit dem Rechnungsführer Mehrarbeit und Ärger bereitet.

Der Rundschau, die nächsten erscheinen wird, liegt die Jahresrechnung bei, aus der Sie ersehen, daß uns die Herausgabe unseres 12. Volksbuches einen stattlichen Vermögensrückschlag gebracht hat. Wohl ist unsere Mitgliederzahl in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen, doch das hat auch Geld gekostet. Es ist aber nicht nur der Mitgliederzahl, sondern auch unserer Sache wegen wichtig, daß wir unsere Gedanken immer wieder in die Öffentlichkeit tragen, und das kostet immer wieder Geld. Jede außerordentliche Unternehmung aber bringt unsere Kasse aus dem Gleichgewicht. Wir haben uns vorgenommen, dieses Jahr besonders in der Veranstaltung von Vorträgen recht sparsam zu sein, möchten aber doch unsere „Merktafel für Kaufleute“ neu herausgeben und stark vertreiben, und das wird wieder Geld kosten. Und darum bitten wir auch wieder dringend um freiwillige Beiträge und hoffen, es werden eher wieder etwas mehr sein als letztes Jahr. Für jedes Fränklein sind wir dankbar; es geschieht aber wieder nur aus Sparsamkeit, wenn wir erst für die Beträge von 20 Fr. an den Dank schriftlich bezeugen.

Und dann müssen wir immer wieder sagen: Helft Mitglieder werben! Die persönliche Werbetätigkeit erweist sich jedes Jahr wieder als die billigste und die wirksamste. (Werbefchriften halten wir unentgeltlich zur Verfügung.) Wir waren in den letzten zwei Jahren um fast 100 Mitglieder gestiegen, aber der Schluß des letzten Jahres hat uns eine ganze Reihe von Austrittserklärungen gebracht,

die durch den Hinweis auf die wirtschaftliche Not der Zeit begründet waren und, wie wir gerne glauben, nur zu gut begründet waren. Aber zu den Notleidenden unserer Zeit gehört auch unsere Muttersprache. Darum bitten wir: bleibt uns nicht nur treu, helft uns auch noch, die Lücken wieder schließen! Und wenn wir endlich auf 500 kämen (was gar nicht unmöglich ist), so wär's ja immer noch lächerlich wenig ... und doch heillos fein. Also! Es gibt Mitglieder, die uns fast jedes Jahr ein neues zuführen ... sind es wohl die einzigen, die das könnten? Die Lehrer bitten wir nochmals, die in der vorigen Nummer enthaltene Anregung zu beachten; der Erfolg war bis jetzt gering. Der Ausschuß.

Naturforscherdeutsch.

Von Dr. Adolf Roelisch, Küssliten.

In einem 1918 bei Veit & Co. in Leipzig erschienenen, stofflich überwältigend reichen Buche des Berliner Zoologen Paul Deegener, „Die Formen der Bergesellschaftung im Tierreich“, finde ich Seite 24 folgenden Satz: „Die primären Kolonien entstehen als Folgeerscheinung der merotomischen Hemitomie, einer Teilung, bei welcher die untereinander gleichen Teilstücke miteinander verbunden bleiben; oder als vorübergehende Assoziationen im Anschlusse an die holotomische Hemitomie, sukzessive Polytomie und metabologene sowie ametabologene Heteratomie als Teilungskolonien; ferner auf Grund homogener imperfekter Gemmatio, gemmationaler und divisionaler Stolonie oder als vorübergehende primäre Assoziation infolge von heterogener oder homogener perfekter Stolonie als Knospungskolonien.“ Seite 27 bricht ein ähnliches Satzungeheuer aus, und wer nicht vor der Ankunft auf der 420. Seite den unermüdlichen Attentaten dieses sprachlichen Bolschewismus erlegen ist, fühlt seinen Wortschatz um etwa dreißig, selbst in der Fachliteratur bisher unerhörte Ausdrücke wie Heterosymphagopaedium, Metrokoinonium, Sympatrogynopaedium, Heterosynheimadium, Amphoterosynhesmium usw. — alles Namen für bestimmte und bekannte Bergesellschaftungsformen — bereichert.

Nicht alle Naturforscher schreiben so; nicht alle haben diese krankhafte Wut, sich bis zur völligen Unverständlichkeit von der Sprache des Alltags abzuwenden, weil jedes gemeine und geläufige Wort von ungemeinen Bedeutungen so schwer geladen ist, daß sie fürchten, es könne, falls sie sich seiner bedienen, einer durch seine Gedanken zutat den engen und besonderen Sinn über die Grenzen

hinaus erweitern, die nach ihrem Vorhaben der Begriff nicht überschreiten soll. Aber ein bißchen sind doch alle Naturforscherbücher in einer Art von Geheimsprache abgefaßt, und in wirklichem Deutsch sind nur die wenigsten deutschen Naturforscherwerke geschrieben. Was mich angeht, so finde ich diesen Zustand beklagenswert. Ich finde es traurig, daß derselbe Gelehrte, der uns immer wieder versichert, die Naturwissenschaften hätten als Mittel zur Bildung geistiger Einheitsfügungen eine wichtige Sendung, es nicht verschmäht, den Abstand zwischen sich und der übrigen Welt der Intelligenz künstlich zu erweitern dadurch, daß er in einer Sprache schreibt, deren Worte, dank ihrer völligen Beziehungslosigkeit zur gemeinsamen Sinnen- und Erlebniswelt, der Teilnahme ausdrücklich entbehren.

Es gibt keine Entschuldigung für diesen Zustand; er ist unnötig, ärgerlich, würdelos, martervoll. Er ist ein Beweis dafür, daß der deutschschreibende Gelehrte seine Bestimmung und den Zweck seiner Arbeit entweder noch nicht begriffen hat, oder daran ist, alles dieses wiederum zu vergessen. Denn die Bestimmung der Wissenschaft ist doch wohl, daß sie wirke. Daß sie die Wirklichkeit, die außer uns ist, verwandle in Wirklichkeit, die in uns ist. Nicht als bloßes Ausstattungstück unseres Zeitalters soll die Wissenschaft wie eine Kulisse im Hintergrunde des Lebens stehen. Sondern sie soll ein Morgentau sein, der auf die Erde fällt, und an dem man leckt, um sich zu erquicken. Jeder soll lecken können an diesem Tau. Aber wenn einer kommt, hungrig und durstig danach, wird von ihm verlangt, daß er vor allen Dingen Eintritt bezahle. Was die Naturwissenschaften angeht, so besteht dieses Eintrittsgeld in der Verpflichtung, einen Kursus in der Versteinerungswissenschaft der Begriffe zu erledigen, die in den mannigfachen Schichten und Nebenschichten der Fächer als Leitfossilien aufgestellt sind. Oder sich für sieben und einen halben Franken ein naturwissenschaftliches Handwörterbuch zu kaufen und die literarischen Erzeugnisse der Fachgelehrten durchzufuchsen wie ein Gymnasiast seinen Virgil.

Das ist begreiflicherweise nicht über Nacht so geworden, sondern es führt auch zu diesem traurigen Zustand eine Entwicklungslinie hin, die an bestimmter Stelle beginnt. Auf der Suche nach diesem Ursprung gerät man ins Mittelalter. Damals gab es eine Gelehrtensprache, die innerhalb des ganzen vorhandenen Kulturhorizonts gültig war. Das war das Latein: Philosophen und Rechtsgelehrte, Astronomen, Theologen, Mathematiker und Naturkundige schrieben in ihr, wer sie nicht beherrschte, war vom Genuß jeder Art von Wissenschaft ausgeschlossen. Schon damals konnte freilich die Sprache Ciceros und Ovids nicht mehr für jeden Gedanken, der neu in einem Kopfe entstanden war und in alle Welt hinaus wollte, den passenden Ausdruck liefern. Neue Wörter wurden gemacht, um einen Abdruck zu haben für das, was man seinem eigenen Kopf oder der eigenen Zeit entnommen hatte, und so entstanden neben dem Kirchenslatein das Latein der Rechtsgelehrten und Naturwissenschaftler als besondere Mundarten, die um so reichhaltiger und verworrener wurden, je weiter die Forschung in den Stoff vordrang. Als das Latein im Beginn des 18. Jahrhunderts schließlich aber doch auf das Siechenbett kam und hundert Jahre später als Gelehrtensprache abstarb, wurden die begrifflichen Neuschöpfungen der vorausgegangenen Lateinerzeit in den Sprachschatz der Gegenwart übernommen und nisteten sich — bei allen Völkern — in fast unveränderter Form in die lebendige Volkssprache

ein. Vermutlich war diese Aneignung der fremdsprachlichen Fachausdrücke nicht zu umgehen. Denn in diesen Begriffen war ja gerade der seit dem Altertum neuerworbene Wissensschatz niedergelegt. Sie waren das Sinnbild irgendeiner wesentlichen Veränderung in den Anschauungen von Natur und Welt, die sich seit dem Untergang des römischen Reiches vollzogen hatte, und als solche der Aufbewahrungsort eines Kultur- und Gedankenschatzes von ungeheurem Wert.

Aus dem, was einst notwendig war, ist in unserer Zeit nun aber ein Unfug geworden, der in andern Sprachen, außer der deutschen, seinesgleichen kaum hat.

Obgleich die naturwissenschaftlichen Gelehrten sich „Aufklärer und Lichtbringer“ nennen und ihr Mund sich nicht genug tun kann in der Versicherung, daß die Naturwissenschaften bei der Erneuerung des Geisteslebens eine wichtige Rolle zu spielen hätten, weshalb mit allen Mitteln für die Einfügung des vorhandenen Wissensschatzes in „die Grundelemente der Allgemeinerkenntnis“ Sorge zu tragen sei, fällt es der Mehrzahl von ihnen nicht im mindesten ein, die Grundbedingung hierfür selbst zu erfüllen und in ihren eigenen Schriften so deutsch und verständlich zu schreiben als es nur irgend geht. Im Gegenteil umgürten sie sich, als wäre die deutsche Sprache arm wie ein Weddadialekt und nicht imstande, einen Gedanken darzustellen, der in den Höhen ihres Geistes gewachsen ist, mit einem verlotterten Deutsch, in dem wie die Skulptur erlegter Krieger ein Bündel blutiger Fachausdrücke aufgehängt ist, die sie oder andere zur Bezeichnung einer durchaus alltäglichen Erscheinung geschaffen haben, und am großartigsten scheint dazustehen, wer am meisten davon hat. Verschiedenartige Gründe lassen sich als Ursache für diesen Unfug ausfindig machen. Einmal rechnen die Gelehrten damit, daß man naturwissenschaftliche Werke im allgemeinen nicht wegen der Form lesen wird, sondern wegen des Stoffes. Ja, sie bauen sogar darauf, daß man sie wird lesen *m i s s e n*, weil der Stoff — auch Deegener ist hier ein Beispiel — vielfach eben nur in den Händen des einen Forschers gesammelt und nirgendwo zu erreichen ist, denn in seinen Veröffentlichungen. Sie beziehen deswegen von Anfang an ihren literarischen Ehrgeiz gar nicht in ihre Arbeit mit ein, sondern sudeln die Handschrift so jammervoll oder erträglich es eben geht ohne langes Kopferbrechen über die Darstellungsart herunter. Es ist kein Wunder, daß dabei die ganze Formelsprache ausgeschüttet wird, die sich hinter den Mauern eines Sonderfaches im Laufe der Zeit gebildet hat, und deren allermeiste Ausdrücke ja nichts mitteilen, was man in deutschen Wörtern nicht auch mitteilen könnte; vielmehr sind sie nur Bequemlichkeitsworte, die zu Abkürzungszwecken erfunden und von dem gleichen Wert sind wie gewisse Wendungen, die Ehegatten in einem bestimmten, für jeden andern aber unverständlichen Sinn unter sich zu gebrauchen pflegen. Indem diese fachlichen Formelwörter nun aber aus ihrem privaten Bereich an die Öffentlichkeit treten, entsteht ein Werk, dessen Sprache für den Uneingeweihten an den entscheidenden Stellen vollkommen dunkel bleibt oder ihm nur ein ganz mühsames Bild des Inhalts entwirft.

In andern Fällen entspringt die Schöpfung sogenannter Fachwörter und ihr öffentlicher Gebrauch einem unverständlichen Mangel an Selbstkritik oder noch trübere Quellen. Wenn mittelalterliche Gelehrte zur Erfindung neuer Ausdrücke schritten, so war es für sie nicht nur selbstverständlich, daß sie aus dem Material der Sprache herauschufen, in welcher sie sprachen und schrie-

ben, d. h. des Latein; sie ließen sich ebenso selbstverständlich nur dann zu Neuschöpfungen herbei, wenn sie etwas mitzuteilen hatten, das in seiner Art neu und daher durch ein geeignetes Wortzeichen nicht im überlieferten Sprachschatz vertreten war. In den gelehrten Büchern von heute besteht das Neue, welches zu Markt gebracht wird, vielfach nicht in einem neuen Gedanken, sondern einzig in dem neuen fremdsprachlichen Fachwort, das einer erzeugt, während der Inhalt, den er mit seiner Hieroglyphe umschreibt, seine genaue und unzweideutige Fassung längst in einem verschmähnten Ausdruck der deutschen Sprache erhalten hat. Groß sind besonders die Physiologen auf diesem Gebiet, wie sich an zahlreichen Beispielen aufweisen ließe. Es wird, selbst dem Bewanderten gegenüber, durch solche Vogelscheuchen von Wörtern oft der Eindruck erweckt, als ob von ihrem Urheber wirklich etwas ganz Außergewöhnliches oder zum mindesten in seiner Bedeutungsfarbe von bekannten Inhaltsbestimmungen wesentlich Verschiedenes vorgebracht würde. Denkt man aber über das nach, was sie mit ihrem Kunstausdruck sagen, so merkt man sehr bald, daß es das Alltäglichste und Bürgerlichste ist, was sich vorbringen läßt, und daß es nur in großer, gerne griechisch aufgedonnerter Gewandung hier erscheint, um für mehr gehalten zu werden, als es tatsächlich bedeutet.

Es wäre erfreulich, wenn die junge Generation von diesen neuscholastischen Gewohnheiten Abstand nähme. Denn wo es an klarem und aufgeräumtem Denken nicht fehlt, wird die deutsche Sprache auch dem Gelehrten jederzeit ein passendes Wort oder das Material für treffliche Neubildungen kostenlos zur Verfügung stellen. Die Jungen werden sich dann auch nicht mehr zu beklagen haben, der Segen ihrer Arbeit dringe nicht hinaus und mache sich nicht in der Färbung des Zeitgeistes spürbar. Sondern sie werden mühelos ihre Gedanken in jedem erwecken, der ihre Schriften ergreift.

Mit Erlaubnis des Verfassers aus der Zeitschrift „Natur und Technik“ (Verlag Rascher & Cie.), II. Jahrg., Heft 2.

Nachtrag. Es ist ein schwacher Trost, daß sie im Französischen am selben Uebel leiden. Der französische Gelehrte André Lichtenberger klagt ebenfalls darüber und bringt aus einem Werk der Heilkunde folgendes Beispiel dieses „charabia“:

«Le xanthématose de cet hypermacroscèle platyrchinien est la conséquence d'un aspectisme hépatique deutéropatique, et la corruption scrotale du malade provient d'une myélodisplasie qui se traduit, en outre, par une gérodermie génitodistrophique, ce qui n'explique, d'ailleurs, ni l'astromanie ni l'élégodisplasie de ce tenatophobe.»

Stammen diese wissenschaftlichen Rätsel aus dem Griechischen, das dem Franzosen kaum näher liegt als dem Deutschen, so stammen die „französischen“ Ausdrücke eines Gebietes, das noch stärker der Mode unterworfen ist, aus dem Englischen. Wer folgendes Geschichtlein ins „Deutsche“ übersetzen will, hat es leicht, denn er kann die Hälfte der Wörter einfach stehen lassen, sie sind ja — englisch:

«A l'arrivée de l'express, le globe-trotter sortit de son wagon de sleeping, et, accompagné de son manager, gagna le palace, vêtu d'un pull-over ou d'un sweater sous son trench-coat. Il prit son breakfast dans le hall. Il alla voir le yearling au paddock, luncha au grill-room, assista au match de rugby et au handicap de steeple-chase, prit pour son five-o'clock un cocktail avec toast, en prononça un. Ayant revêtu son smoking, il dina au club, y refit son speech, applaudit au music-hall les Sisters Dolly, voulut faire du footing pour regagner son home et, assailli par un pickpocket, le mit knock-out d'un swing magistral.

Auch das stolze Frankreich streicht vor der englischen Weltsprache die Segel.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

In der letzten Nummer war die Frage gestellt, was in der Formel: „Von Herrn ... Franken ... dankend empfangen zu haben, bescheinigt ...“ unrichtig sein könnte.

Nun, unbedingt falsch ist es nicht; man kann sich die Sache auch so denken. Besser aber ist eine andere Form, und gemeint war es wohl so:

„Von Herrn ... Franken ... empfangen zu haben, bescheinigt dankend ...“ Also: der Dank gehört nicht zum Empfang, sondern zur Bescheinigung. Daß man den Empfang bescheinigt, ist eine gesetzliche Pflicht und eine rechtliche Notwendigkeit; denn auf Grund dieser Bescheinigung kann der Geber sein Geld wieder zurückverlangen. Daß der Schuldner damals das Geld mit Dankbarkeit im Herzen empfangen habe, ist ja schon anzunehmen; es ist aber gesetzlich und rechtlich nicht wichtig. Der Schuldner, der da meint, sein Gläubiger lege Wert darauf, daß er ihm auch noch seine dankbaren Gefühle schriftlich bestätige, der überschätzt die Bedeutung dieser Gefühle; man könnte ihm das fast als Unmaßung auslegen. Dagegen schickt es sich doch, daß er die Gelegenheit der Bescheinigung benutzt, um auch noch in aller Bescheidenheit seinen Dank beizufügen.

Ein neues Beispiel: Letztes Jahr wurden Mitglieder einer großen, wissenschaftlich geleiteten schweizerischen Gesellschaft zur Hauptversammlung eingeladen, an der u. a. folgende „Traktanden“ zu behandeln waren:

3. Wahlvorschlag des Rechnungsrevisors und seines Ersatzmannes.

4. Wahlvorschlag eines Ehrenmitgliedes.

Was ist da nicht in Ordnung?

Briefkasten.

H. B., 3. Sie wollen „trainieren“ verdeutschten durch „trehnen“. Man kann sich ja fragen, ob, je nach dem Fall, „üben, einüben, stählen“ u. a. nicht genügen würden, aber unsere Sportsleute werden sich das englische Wort schwerlich selbst nehmen lassen; also wollen wir's unserm Schnabel und unserer Feder anpassen, und da ist wohl die Form „trehnen“ die beste. Sie verhält sich in der Tat wie Vater Jahns „turnen“ zu „tourner“. Gewiß ist — ing nicht nur eine englische, auch eine niederdeutsche Endung, aber „Trehnung“ statt „Trehning“ schiene uns doch besser gebildet und ebenso verständlich. Lassen Sie sich durch das Hohngelächter der Philister nicht entmutigen!

B. G., St. G. Ihr Vorschlag „Inselsteig“ für die „Trottoirinsel“ ist ausgezeichnet. Was ein Steig ist, weiß man nun nachgerade auch mit dem schlechtesten Willen vom „Bahnsteig“ und vom (freilich nicht gerade einleuchtenden) „Bürgersteig“ her; daß es sich nicht um eine Insel im Wasser-Meere, sondern nur im Verkehrs-Meere handelt, dürfte auch dem Böswilligsten jevern aus dem Zusammenhang klar werden. Was könnte man dagegen Vernünftiges einwenden?

E. S., 3. Sie haben recht, der Leitartikler in Nr. 160 der N. Z. Z. meinte wohl *Residuum*, als er schrieb, die zürcherischen Staatskellereien seien ein *Residuum* aus alter Zeit. Aber es gibt ja so viele Wörter auf ium, z. B. (wenigstens kann man's gelegentlich auch hören) — *Individuum*. — Dagegen wären wir ohne Ihre kühne Einbildungskraft schwerlich je dahinter gekommen, was der Mann im „Zürcher Bauer“ („Bauer“!), Nr. 10 meinte, der erklärte, Montreal sei „die Mondäne Kanadas“. In der Tat könnte er „Metropole“ gemeint haben, wenigstens liegt das, so fern es liegt, doch am nächsten: es fängt mit M an und hört mit e auf, und in einem Hotel oder Café Metropole geht es meistens etwas „mondän“ zu. Unsern Glückwunsch!

Allerlei.

Zürcher Idyll. Wir lesen in der „Thurgauer Zeitung“: Vor kurzem sind wir nach Zürich gegangen und haben dort zu Abend gespeist. Wir wählten nicht etwa ein Lokal in der Bahnhofstraße, sondern ein gutes *Restau-*